

Liebe Gemeinde,

ich möchte Ihnen von einem Sünder berichten – also einem Sünder, wie in unserem Gleichnis. Er selbst würde sich so bezeichnen. Ein Freund von mir erzählte – und es ist schon fast 10 Jahre her – wie es für ihn war, als er in eine psychosomatische Klinik kam. Zuvor gab es so viele private und berufliche Ereignisse, die ihn in die Knie zwangen oder zu sich selbst führten, je nachdem, wie man es bewerten will, jedenfalls, musste er für drei Monate stationär aufgenommen werden. Er hatte keine Kraft mehr, kein Vertrauen mehr und wirkte in sich selbst verschlossen.

Nun erzählte er, wie es war: „Ich war dort gar nichts mehr, ich war hier kein Pastor mehr, kein Seelsorger, war weder Vater noch Ehemann, ich war nur noch da und wusste es nicht mehr, wer oder was ich eigentlich war. Naja, Patient war ich, das wusste ich schon.

Manchmal lief ich so erschöpft in der Seele durch die Räume der großzügigen und auch schönen Klinik oder dem anliegenden Park, dass ich mir vorkam, wie ein vierjähriger Junge, der seine Orientierung verloren hatte. Stumm, ernst und sehnsüchtig nach Hilfe.

Was geholfen hat? Die Therapien? Die Gruppen- oder Einzelsitzungen? Ja, sicherlich auch. Das Gebet? Ich wusste nicht mehr, was ich beten sollte und wie es sich gebührt. Doch vor allem eines hat geholfen: Der Kontakt mit den anderen Patienten – die eben auch alle krank und erschöpft waren. Hier hat sich keiner dargestellt mit dem, was sie konnten oder nicht. Hier hat sich keiner über den anderen erhoben oder sich miteinander verglichen.

Hier haben wir miteinander den Alltag, die Tränen, die Schwermut, die Erschöpfung und manchmal, ganz zart, die Hoffnung geteilt. Nein, es war keine schöne Zeit. Aber ich habe verstanden und erlebt, welche heilende Kraft die Gemeinschaft der Kranken oder, wie er wörtlich zu mir sagte, die Gemeinschaft der Sünder hatte, eben all derjenigen, die sich aus der Heilsgemeinschaft herausgefallen fühlten, wie er sagte. Diejenigen, die eben alle nichts mehr zu bieten hatten als sich selbst, wurden aber dann zu einer Heilsgemeinschaft. Eben ganz leer – niedrig - erniedrigt?“ In seiner Sehnsucht nach Heilung ging er natürlich sonntags in die Gottesdienste. Und er sagte zu mir: „Du sollst es nicht für möglich halten, aber ein Satz, den ich immer furchtbar fand, wurde mir zu tiefem Trost. Der Satz vor der Kommunion: „Herr, ich bin es nicht wert, dass du eintrittst unter mein Dach. Aber sprich Du nur ein Wort und meine Seele wird gesund.“

Was er früher als Erniedrigung hörte, wurde jetzt zu einem Gebet der Wahrhaftigkeit, einem Gebet der Kapitulation, einem Gebet der Hingabe, des Loslassens. Als würde er

sich bildlich in die Arme Jesu fallen lassen. Ich könnte auch sagen, als würde er sich dem Leben, wie es sich ihm gerade zeigt, hingeben.

Ein Sünder – so habe ich gesagt – d.h. es geht weniger darum, ob er sündige Dinge getan hat, jedenfalls nicht mehr als andere auch. Sondern einer, der den Kontakt zu sich, zum Leben und zu Gott verloren hatte. Sich, das Leben und andere und womöglich auch Gott nicht mehr spüren konnte. Vor allem: es wirkte alles nicht nur wahrhaftig, sondern geradezu wahr.

Ehrlich gesagt: Ich wünsche mir eine seelsorgerliche Kirche. Eine Kirche, die wie in dieser Klinik eine Gemeinschaft der Sünder – eine Heilsgemeinschaft darstellt.

Nein, es war keine schöne Zeit und diese Zeit ist auch nicht erstrebenswert.

Und genau deswegen wünsche mir zu gleichen Teilen eine kraftvolle Kirche. Geht das beides?

Denn es ist besser und es tut gut, wenn ich das Leben spüren kann. Und es ist wunderbar, wenn man die eigene Kraft fühlt. Vor allem stärkt es, sobald man wirksam ist und wirken kann und verantwortlich sein kann für andere und mit anderen. Und wie sehr kann es einen bestätigen, wenn sich das Gefühl einstellt: Ich tue das Richtige. Darum geht es doch auch: Eine Kirche, die das Richtige tut und gut sein will.

So, wie der Pharisäer? Ich unterstelle es einfach, dass der Pharisäer gut sein und es richtig machen wollte. Die Gebote waren ihm wichtig und das Fasten und die Abgaben.

Das waren seine Kategorien, um richtig und gut zu sein. Und was sind unsere? Woran merken Sie, ob Sie richtig sind? Woran können Sie es ablesen?

In meiner Tätigkeit als Supervisor wird die Frage immer wieder aufgeworfen. Und es ist fast egal, ob ich an einzelne Personen denke oder an Gemeinden oder einzelne Einrichtungen. Immer wieder steht im Raum: Was müssen wir tun, um bestehen zu können?

Ja, um bestehen zu können – als Person oder als Gemeinde. Es geht schon um existentielle Themen.

Wie kann ich bestehen vor meinem inneren Auftrag in der Krankenhauseelsorge, im Frauenwerk, in der Kirchenmusik usw. Wie können wir bestehen als Gemeinde? Und inzwischen stellt sich gar die Frage für uns als Kirche.

All dies ist gewachsen dadurch, dass wir nicht mehr selbstverständlich eine stabile Einheit in der Gesellschaft darstellen. Trauungen, Beerdigungen und, wie man heute sagt, Lebensbegrüßungsfeiern sind nicht mehr nur kirchlich gebunden. Also, was haben wir zu

bieten, das andere nicht haben? Ups – was andere nicht haben? Ja, im Vergleich zu anderen.

Ja, was macht mich, was macht Sie, was macht die Einrichtung oder die Kirche im Vergleich zu anderen aus? Diese Frage ist wie eine Bananenschale, auf der man leicht ausrutschen kann. Sie könnte ganz neutral und sachlich beantwortet werden, indem man ganz wertfrei einen Unterschied beschreibt.

Z.B. Die sogenannten freien Redner zelebrieren eine Hochzeit mit freien, nicht vorgegebenen Formen. Sie transportieren Lebenserkenntnisse, die durch das Brautpaar vorgegeben sind und experimentieren mit Ritualen. Im Gegensatz zu uns, die wir auf eine Tradition zurückgreifen, natürlich auch die Menschen im Blick haben, den Anlass aber von der Bibel her betrachten.

Doch gelingt es, wertfrei andere anders sein zu lassen? Denn unsere Werte sind doch durchdacht und uns in Herz gegraben. Wie schnell und automatisch kommt es dann zu Bewertung und vor allem zur Entwertung der anderen? Nach dem Motto: „Wie gut, dass wir nicht so sind, wie jene...“

Vermutlich liegt es an unseren hohen Werten, Erwartungen und Ansprüchen, dass auch in der Kirche eine Kultur der Entwertung anderer gewachsen ist – dafür muss man nicht Pharisäer sein. Je höher der Druck, desto größer die Gefahr der ... Abgrenzung.

Es sei denn, dass Gefühle der Wahrhaftigkeit wach werden. Manche meiner Vikare fragen: In welche Kirche werden wir eigentlich ordiniert? Wir haben kaum Trauungen – coronabedingt. In manchen Gemeinden gibt nur wenig Beerdigungen, die Taufen nehmen ab, die Zahlen der Konfirmanden sind drastisch reduziert, zum Schulanfängergottesdienst kommen zwei Kinder. Natürlich gibt es nach wie vor Gemeinden, in denen es anders ist – trotzdem. Der Blues machte sich breit. Sind wir denn nicht gut genug?

Und ich denke: ja, der Blues, die Traurigkeit ist angemessen und ich teile sie. Doch es gibt noch mehr. Es gibt auch noch ihre Kraft. Und so konnte ich sie daran erinnern, mit welcher Energie, welchem Ideenreichtum und mit welchem Teamgeist sie mit Aktionen, Videos, Podcasts, Haustürandachten, Briefen, Segensbändern usw. auf die Coronazeit reagiert haben. Es ist Ihre Chance, sagte ich. Sie haben die Fantasie, den Verstand und das fromme Herz, um diese Kirche zu beleben.

Die Frage ist: Was braucht es, um die eigene Kraft und die Visionen des Lebens zu spüren? Was braucht es, andere anders sein zu lassen?

Es braucht den Ort der Wahrhaftigkeit. Und niemandem werden wir so wahrhaftig begegnen können, wie dem Gott der Liebe und der Barmherzigkeit in unserem Gebet. Es braucht, um es hart zu sagen, eine Gemeinschaft der Sünder, die es erlaubt, der Traurigkeit Raum zu geben, Fehler zu machen, keine Furcht vor der Kraft und Energie anderer zu spüren und vor allem die Besinnung darauf, was uns letztlich leitet. Jesus Christus. Amen.